

Devis Don Wadin SVD

P. Devis Don Wadin SVD stammt von der indonesischen Insel Sumba. Er ist seit 1996 in Deutschland und studierte zunächst an der Philosophisch-Theologischen Hochschule St. Augustin. Heute ist er Schulseelsorger in Aulendorf (Oberschwaben) und Leiter der dortigen Kommunität der Steyler Missionare.



Devis Don Wadin SVD

Missionar sein

zwischen Heimat und Sehnsucht nach der Ferne; zwischen Bindung und Loslassen; zwischen Glaube und Zweifel

Einleitung

Eine lateinische Redewendung besagt: *Quid recipitur, modo recipientis recipitur*. Alles, was aufgenommen wird, wird der Art des Aufnehmenden entsprechend aufgenommen. Alles, was ich mit Ihnen heute zu teilen habe, ist meine Erfahrung als Fremder, Priester und Missionar. Dieser reflektierten Erfahrung gebe ich den Titel „Missionar sein: zwischen Heimat und Sehnsucht nach der Ferne; zwischen Bindung und Loslassen; zwischen Glaube und Zweifel.“ Ich erlaube mir, diesen Vortrag mit einer kleinen Reflexion über die innere Zerrissenheit meines Missionarsdaseins zu beginnen.

In der Berufungsgeschichte des Propheten Elischa steht geschrieben: „Als der Prophet Elija vorüberging, warf er seinen Mantel über Elischa, der gerade

auf dem Feld arbeitete.“ (1 Kög 19, 19) Das war für ihn der Beginn seiner Berufungsgeschichte. Dieser bat Elija: „Lass mich noch meinem Vater und meiner Mutter den Abschiedskuss geben, dann werde ich dir folgen.“ (1 Kön 19, 20b) Missionarsein bedeutet für mich Abschied, Abschied im Sinne von Bereitschaft, sich an Gott zu binden. Die Bindung an Gott bedeutet nicht die Entbindung von Familie und Heimat, sondern die Vertiefung der Bindung an sie und zugleich die Entbindung vom krankhaften Festhalten an ihnen. Je mehr ich mich an Gott binde, desto tiefer ist meine Bindung an sie. Je mehr ich mich an meine Familie und meine Heimat binde, desto schmerzlicher wird der Abschied sein von ihnen. Die Bindung an Gott lässt mich dennoch immer

wieder fragen, was Heimat für mich bedeutet. In meinem Tagebuch habe ich folgende Worte geschrieben:

„Ich will nach Hause gehen. Der Wind hat mich gerufen. Der Regen hat mich gerufen. Die Heuschrecken haben mich gerufen, das Rauschen der Bambus-, Palm- und Avocadoblätter hat mich gerufen. Der Duft der Heckenpflanzen und der Rosen meiner Mutter hat mich gerufen. Ich höre sie mich fragen, wann ich wieder nach Hause komme. Ich sehne mich, im Regen auf dem Fußballplatz mit anderen Freunden Fußball zu spielen, Heuschrecken, die im Regen nicht zu schnell fliegen können, zu fangen. Ich denke an unsere eingegangenen Tiere, unsere Ziegen, Kühe, Hunde. Sie würden sich auf mein Kommen freuen. Ich weiß, ich werde sie nicht mehr sehen, aber wenn ich zu Hause bin, spüre ich, als wären sie noch immer am Leben. Ich sehne mich nach der Umarmung meiner Familie, nach ihrem Kuss. Ich würde mich freuen, wieder im Fluss zu baden. Ich sehne mich nach Kokoswasser, nach Bananen, nach Papaya aus unserem Garten, nach frischen Fischen aus unserem Meer.

Ich frage mich: „Wo ist das Paradies?“ In diesem Moment, als ich diese Worte schreibe, weiß ich, dass das Paradies in meiner Vergangenheit liegt. Ich lebe jetzt in der Vergangenheit, in meiner Erinnerung, in meiner Kindheit. Bin ich vielleicht zu schnell „erwachsen“ geworden? Ich habe vielleicht meine Erinnerung zu früh beiseite geschoben, und gesagt: „Willkommen Augenblick!“, ohne den Mut gehabt zu haben, in

die Vergangenheit zurückzublicken. Ach, das Kind in mir! Warum bin ich „erwachsen geworden?“ Ich habe dich noch nicht richtig genossen. Ich würde gerne Du werden. Lebst Du vielleicht nur in meiner Phantasie? Oder existierst du wirklich?

Ich möchte nach Hause gehen. Ich möchte den Mahagonibäumen Grüß Gott sagen. Ich möchte mit Freunden Murmeln spielen. Ich möchte mit dem Schiff einigen Inseln einen Besuch abstatten. Es sollte mich an den Ort bringen, wo ich mal war, und wo ich wieder gerne hinfahre. Der Vergangenheit wohnt ein Zauber inne, Zauber der Kindheit, deren Spuren in meinem Erwachsensein nicht ganz verwischt sind.“

Ich beziehe mein Heimweh auf meine Familie, auf meine Heimat. Die Frage, wo ist meine Heimat, muss ich mir immer wieder stellen. Ist Heimat identisch mit Personen, die ich lieb habe oder Orten, an denen ich mich wohl fühle? Gibt es auch personen- und ortunbezogene Heimat, die ich überall finden kann? Heimat kann auch ein Garten sein, kann auch das Alleinsein sein. Heimat kann auch Arbeit bedeuten, die ich nicht gerne aufgebe.

Und die Tatsache bereitet mir ein Leben voller Schmerz. Wie gerne ich auch an meiner Heimat und an meiner Familie festhalten möchte, kann ich nicht verleugnen, dass sie vergehen, weil sie vergänglich sind. Ihre Vergänglichkeit ist dazu da, nicht damit ich an ihnen festhalte, sondern dass ich darin die Unvergänglichkeit entdecke. Die Vergänglichkeit bahnt mir durch die Tragik hindurch einen Weg, der mich zur Heimatfindung in Gott führt.

Der Mensch ist nicht für das Vergangene geschaffen worden, sondern für das Unvergangene, sonst hätte er keine Sehnsucht mehr, sonst würde er seine Sehnsüchte nur in dieser Welt verwirklicht sehen.

Heimat bedeutet also Abstand, Rückkehr, Selbstbegegnung, Sichwiederfinden, aber auch Gott, der mich berufen hat, mich an ihn zu binden, damit ich geheilt werde von meiner Angst, ins tiefe Loch zu fallen, wenn meine Eltern eines Tages nicht mehr da sind, damit ich geheilt werde von meinem krankhaften Festhalten an meiner Familie, ja an meiner Heimat.

Gott möge sozusagen seinen Mantel über mich werfen, damit ich wie Elischa den Mut habe, meinen Eltern, meinen Familienangehörigen, ja meiner Heimat den Abschiedskuss zu geben, damit ich Gott mit ganzem Herzen nachfolge. Es scheint wie ein illusorischer Gedanke zu sein, ein sehr beschwerlicher Weg, den ich nicht überwinden könnte. Aber wenn ich tief in Gott verwurzelt bin, wenn ich in Gott, in seiner bergenden Hand mein ewiges Zuhause finde, wenn ich mich in ihm beheimatet weiß, darf ich hoffen, dass ich es kann, nämlich, Missionar sein.

Was hat mich nach Deutschland geführt? Welche Beweggründe? Welche Erlebnisse und Erfahrungen? Ist Deutschland das Land meiner kindlichen Träume gewesen? Ist mir das Fernweh in die Wiege gelegt worden? Ist das die Berufung Gottes? Etwa wie Abrahams Berufung? Habe ich eine nächtliche Vision gehabt wie Paulus, wo ich die Stimme eines Mannes vernahm: „Komm herüber nach Deutschland und hilf uns!“? Ist mein Missionarsdasein ein Ist-Zustand? Oder

ist er ein ewiges Werden? Ein ständiges Wachsen? Ein Gehen? Mein Missionarsdasein ist vielleicht zu vergleichen mit dem Dasein einer Kokosnuss, die wie vom Himmel in den Ozean fällt. Sie wird von Wellen und Wind getrieben. Jede Welle treibt sie in die Weite, fern der Heimat. Ihre harte Schale sorgt dafür, dass das Leben in sich bewahrt bleibt. Sie wird irgendwann an einem neuen Strand gespült. Der Preis für den Abschied von der Heimat ist, dass das in sich verborgene Leben sich entfaltet. Sie schlägt Wurzel. Aus einer anscheinend kleinen und schwachen Kokosnuss ist ein Riesenkokosnussbaum geworden. Sie passt sich an die Lebensbedingung hervorragend an. Sie wächst und ihre Blätter tanzen im Wind. Wenn es soweit ist, trägt sie Früchte, die in sich die Sehnsucht der alten Kokosnuss bewahren, nämlich in den Ozean zu fallen, um in die Fremde zu gehen. Da, wo sie Wurzel schlägt, ist ihre Heimat.

Als ich 1995 gefragt wurde, ob ich mein Theologiestudium in Deutschland fortsetzen möchte, habe ich gleich „Ja“ gesagt. Die Grundüberlegung für mein „Ja“ war folgende: als Mitglied einer internationalen Ordensgemeinschaft verspürte ich die Sehnsucht, einmal in einer internationalen Kommunität mit Mitbrüdern aus anderen Ländern zusammenzuleben.

An einen missionarischen Einsatz in Deutschland habe ich nie gedacht. Deutschland war für mich eine Zwischenstation. Nach der Priesterweihe wollte ich gerne nach Lateinamerika gehen, wo der Glaube noch gelebt wird und im alltäglichen Leben der Menschen zu spüren ist.

Auf meinen Einsatz in der deutschen Kirche war ich deshalb nicht ausrei-

chend vorbereitet. Drei Monate Intensivkurs in Deutsch. Sonst nichts. Niemand brachte mir die deutsche Kultur und Gepflogenheiten nahe. Ich habe nur von der Pünktlichkeit und der Disziplin der Deutschen gehört, von den leeren Kirchen und davon, dass junge Menschen in Deutschland der Kirche schon längst den Rücken gekehrt haben.

Die ersten Jahre in Deutschland

Meine Gedanken führen mich in die Zeit, als meine Füße vor elf Jahren zum ersten Mal den deutschen Boden betreten haben. Am 28. März 1996 kam ich in Frankfurt an. Schon im Flugzeug, als ich zwischen zwei korpulenten Europäern saß, fühlte ich mich fremd. Das Gefühl der Unbehaglichkeit schlich in mich ein. Nach über 16 Stunden Flug betrat ich den deutschen Boden. Alles war mir sehr fremd: die Menschen, die Sprache, die Luft. Dieses Fremdsein verunsicherte mich und beängstigte mich zugleich.

Zwei Fratres von St. Augustin haben mich vom Flughafen abgeholt. Ein Pole und ein Indonesier. Die Anwesenheit des indonesischen Mitbruders gab mir ein Stück Zuhause. In der Fremde mit einem Landsmann in der Muttersprache zu reden, war köstlich und nahm mir meine innere und äußere Unsicherheit. Was mich in der Fremde auch fremd machte, war die fast leere Klosterkirche am ersten Sonntagsgottesdienst, den ich besuchte, und die Tatsache, dass die Mitbrüder im Gottesdienst keine Soutane anhatten. Dazu haben mir meine miserablen Deutschkenntnisse zu schaffen gemacht. Ich hätte mich lieber in meinem Zimmer verschlossen gehalten, als mit den Leuten zu tun zu haben, deren Sprache ich nicht mächtig war.

Trotz allem war St. Augustin für mich ein Stück Heimat. In meiner Zeit bildeten die Fratres aus Indonesien eine starke Gruppe. Außerdem waren da auch deutsche Mitbrüder, die in Indonesien als Missionar tätig waren. Sie gaben mir in der Fremde ein Stück Zuhause. Was mir noch das Gefühl des Zuhauseeseins gab, war die Tatsache, dass mir einige Melodien der deutschen Kirchenlieder wie „Ich will dich lieben“ im Gotteslob auf der Seite 558 oder „Maria, dich lieben“ auf der Seite 594 bekannt waren. Außerdem gibt es in Deutschland Äpfel, Bananen, und Mangos, wie in Indonesien, auch wenn sie nicht die Äpfel und die Bananen meiner Erinnerung sind.

Im März 2007 durfte ich eine Art Praktikum im Krankenhaus in Wickede-Wimbern machen, wo ich nach zwei guten Wochen von einer Patientin als Taschendieb verdächtigt wurde. Vor allem ihre Feststellung: „Ich habe es gesehen, er hat meine Handtaschen mitgenommen, als er das Zimmer verlassen hat“ hat mich sehr verletzt. Es wurde mir klar, dass ich in den Augen der Patientin unerwünscht bin. Ich bin hier, um beschuldigt zu werden. Mich kann man zum Sündenbock machen. Das hat mich zu einer massiven Identitätskrise geführt. Ich bin hier in Deutschland unerwünscht, und ein Fremder wird nie ein Freund. Ich dachte mir damals: „Das Ende meiner kurzen Reise neigt sich dem Ende zu. Ich habe die Sackgasse erreicht, und es ist so weit, dass ich zurückkehre.“ Diese Erfahrung hat in mir die Bereitschaft zur Integration in die Umwelt erheblich gehemmt. Das verstärkte meinen Wunsch, nach der Priesterweihe Deutschland für immer zu verlassen. Aber dann ging mein Weg auf überraschende Weise weiter. Meine

zwölfjährigen Erfahrungen als Missionar werden das bestätigen.

Die Begegnung mit der Einsamkeit

Nach dem Studium machte ich mein Diakonatspraktikum in der Pfarrei „St. Peter und Paul“ in Bad Driburg bei Paderborn. Während des Praktikums spürte ich mein Fremdsein sehr massiv. Dieses Gefühl hatte ich während des Studiums in St. Augustin nicht so sehr. In dieser neuen Umgebung wurde ich gefordert, meine deutsche Sprache zu verbessern. Die neue Umgebung verlangte von mir, mich auf die neuen Herausforderungen einzustellen. Eine Erfahrung, die mich in dieser Zeit geprägt hat, war die Erfahrung mit der Einsamkeit. Ich wurde bei einer alten Dame untergebracht. Auch wenn sie ab und zu für mich kochte, und wir beide oft „Mensch-ärgere-Dich“ in ihrer Küche spielten, fühlte ich mich trotzdem einsam. In einer großen Kommunität wie in St. Augustin war die Einsamkeit für mich kein Thema, weil ich durch ständige Begegnung mit anderen Mitbrüdern und durch viele Angebote immer die Möglichkeit hatte, der Einsamkeit zu entkommen. In der neuen Umgebung dagegen war alles noch ganz neu und fremd. Das brachte die Erfahrung der Einsamkeit mit sich. Am Anfang sah ich sie als etwas Schreckliches an, das ich bewältigen musste. Ich hatte Angst vor ihr. Ich versuchte deshalb, sie mit vielen Aktivitäten unter dem Deckmantel „pastoral Arbeit“ zu verdrängen. Und Ich meinte, ich könnte ihr durch Flucht vor mir selber entkommen. Aber dann hatte ich keine Zeit mehr, zur Ruhe zu kommen, inne zu halten. Dadurch verließ ich meine Seele. Ich ließ sie nicht

mehr atmen. Zum Atmen braucht sie einen Raum: Schweigen, Ruhe, Stille. Der Weg, der mich dorthin führt, ist die Annahme der Einsamkeit.

Im Laufe des Praktikums bin ich immer wieder in die Einsamkeit geraten. Diese ständig wiederkehrende Erfahrung ließ mich erkennen, dass sie eine Realität ist, mit der ich leben muss. Ich versuchte deshalb, mich mit ihr auseinander zu setzen. Dann kam ich mit ihr ins Gespräch. Von diesem Gespräch lernte ich andere Dimensionen der Einsamkeit kennen. Sie wurde und ist für mich eine Schule der Gottesbegegnung. Sie ermöglicht mir, zu mir selber zurückzukehren. Sie tut weh, ist aber notwendig. Wenn es die Einsamkeit nicht gäbe, fehlte mir ein wichtiger Impuls, Gott als den zu suchen, der meine Sehnsucht stillt. Diese Einsamkeit kann ich vergleichen mit den Zwischenräumen eines Rades, mit dem Hohlraum zwischen den Wänden und mit der Höhlung zwischen dem Ton: Zwischenräume eines Rades machen das Rad; der Hohlraum zwischen den Wänden macht das Haus; die Höhlung zwischen dem Ton bildet den Krug: Da, wo ich mich in der Einsamkeit befinde, wird mich Gott füllen mit seiner tröstenden und tragenden Liebe.

Meine Missionsbestimmung

Vor der ewigen Profess machte ich mir Gedanken über meine Zukunft. Ich fragte mich: „Wo will ich denn als Missionar arbeiten? In Deutschland? Auf keinen Fall. Die Erfahrung im Krankenhaus hat mich davon abgehalten, nach dem Motto: Ein gebranntes Kind scheut das Feuer. Ein Gespräch mit unserem damaligen Generalsuperior, P. Heinrich Barlage, hat mich dazu bewegt, meine

Überlegung zu hinterfragen. Er hat mir die Notwendigkeit der missionarischen Präsenz der ausländischen Missionare in der deutschen Kirche erklärt.

Ich habe mich überzeugen lassen. Ich fragte mich aber: Was will ich also hier in Deutschland? Was kann ich hier in Deutschland tun? Welche Gründe unterstützen die gemachte Feststellung, Deutschland sei ein Missionsland? Welche Hindernisse, Probleme und Grenzen bestehen bei meiner Teilnahme an den missionarischen Tätigkeiten in Deutschland? In welchem Bereich und auf welchem Gebiet besteht die Möglichkeit für einen Einsatz eines ausländischen Missionars? Ich fragte mich noch weiter: Kann Inkulturation in einem alten christlich geprägten Land stattfinden? Oder ist Inkulturation nur eine Sache der sogenannten Dritten Welt? Eine Sache der Länder, deren Menschen das Evangelium noch nicht kennen? Sollte ich dann noch in den Schoß meiner Mutter zurückkehren und ein zweites Mal als ein Deutscher geboren werden, um die Deutschen und deren Kultur, Probleme, Nöte, Freude, Lebens- und Denkweise anders sind wie meine, zu verstehen? Das sind die Fragen, mit denen ich gerungen habe und ringen werde.

Erfahrung in den Pfarreien

Nach meiner Priesterweihe am 20. Juli 2000 kam ich in Oktober nach Deutschland zurück. Ich erhielt meine Arbeitsbestimmung für drei Jahre für die Seelsorgeeinheit-Eberhardzell. Als ich wusste, dass es im Oberschwaben fast nur Katholiken gibt, kam in mir großer Zweifel hoch. Ich fragte mich: Bin ich doch hier vielleicht am falschen Ort? Hätte ich die Norddeutsche Provinz

der Steyler Missionare gewählt, wäre ich heute irgendwo zwischen Berlin und Dresden als Missionar tätig. Da leben ja die meisten Heiden. Bin ich vielleicht hier das fünfte Rad am Wagen? Werde ich hier gebraucht? Ich sollte eigentlich dort hingehen, wo das Evangelium nicht oder nur ungenügend verkündet ist. Aber ich bin in Oberschwaben gelandet, in einer katholisch geprägten Gegend. Ich bin nicht im Missionsland. Diese Situation hat mich sehr nachdenklich gemacht. Neben meiner Arbeit als Schulseelsorger arbeite ich als Pfarrvikar in zwei kleinen Gemeinden, wo die Volksfrömmigkeit wie Maianachten, Wallfahrten, Ösch- und Fronleichnamprozession, Blutritt usw. ein wichtiger Teil des gelebten Glaubens der Gemeindemitglieder ist. Außerdem ist die Pastoral in den ländlichen Gemeinden wie in meinen allzu sehr priesterzentriert. Meine Erfahrung zeigt, dass die Laien selbst die Laienarbeit, z.B. in der Liturgie, nicht zu schätzen wissen. Aufgrund des Priestermangels gibt es in vielen Gemeinden Wortgottesfeiern, die von Laien vorbereitet und durchgeführt werden. Statt sie zu unterstützen gehen die Gemeindemitglieder lieber in andere Pfarrkirchen, wo eine Heilige Messe gehalten wird.

Ich fragte mich manchmal, ob mein missionarischer Einsatz in Deutschland die Geburt einer neuen Kirche, welche ihre Hoffnung in die Laien setzt, verhindert; zugespitzt formuliert, ob ich durch meinen Einsatz einen Beitrag zur Abtreibung des geistigen Kindes namens Laienkirche leiste.

Bei näherer Beobachtung entdeckte ich aber missionarische Situationen, die mich überzeugen, dass die Kirche in Deutschland meine Mitarbeit braucht:

- Die Kirche erreicht ihre Jugend nicht mehr. Ihre Angebote werden in den Wind geschlagen. Die Jugend findet in ihrem Glauben keinen Halt.
- Immer mehr junge Familien verlieren den Kontakt zu ihrer Kirche.
- Ich erlebe eine starke Abkapselung des Glaubens vom alltäglichen Leben. Ich erlebe den Schwund Gottes aus dem alltäglichen Leben der Menschen. Tischgebete, das Beten vor dem Schlafen sind für viele Getauften Schnee von gestern.
- In meiner Arbeit in der Schule begegne ich Kindern und Jugendlichen, die die Kirche meiden. Sie kommen aus zerbrochenen Familien. Manche sind sogar konfessionslos. Manche Kinder, die übrigens getauft sind, machen sich über andere Kinder, die ihren Glauben zu leben suchen, lustig.

Diese Situation fordert mich, hier zu bleiben. Sie fordert mich, als Missionar tätig zu sein. Als Missionar lerne ich das Gute, das heilige, das Göttliche in ihnen kennen. Ich lerne ihnen zuzuhören und ihren inneren Schrei zu hören. Ich bestrebe nicht, Pfarrer zu werden, der durch die Zusammenlegung der Pfarreien nur noch seinen Verwaltungsaufgaben nachgehen kann. Ich bleibe lieber Seelsorger und Schulseelsorger, wo ich immer genug Zeit habe, Menschen zu begleiten und an ihrem Leben teilzunehmen.

Als Missionar bringe ich einige Elemente mit, die mir typisch sind, nämlich die Freude an meinem Glauben, die Nähe zu den Menschen. Mein Motto lautet: Ich bin nicht als Priester geboren, sondern als Mensch. Ich soll deshalb unter den Menschen Mensch bleiben. Ich soll an ihrem Leben teilnehmen und Kon-

takt zu ihnen suchen. Ich hoffe, dass ich dadurch zur religiösen Entkrampfung bei den Deutschen beitragen kann.

Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

Ich bin der Meinung, meine Aufgabe als Missionar hier besteht zuallererst nicht darin, Menschen Gott näher zu bringen, sondern ihnen zuzuhören. Im Zuhören bin ich zugleich ein Suchender. Ich suche Gott, der schon lange vor meiner Ankunft bei den Menschen angekommen ist. Ich suche den vernachlässigten, den verlassenen und vergessenen Gott in ihren mir anvertrauten Lebensgeschichten zu entdecken. Ich suche ihn in ihrer Kultur, in ihrer Religiosität. Ein Kirchelied heißt ja: „Wo die Güte und die Liebe wohnen, da wohnt der Herr.“ Und wenn ich die Güte und die Liebe der Menschen erfahre, dann weiß ich, dass Gott schon immer da ist, bevor ich ankam. Dieses Bewusstsein hilft mir über manche Verzweiflung und Enttäuschung hinweg.

Ich gewinne von Tag zu Tag ein neues Verständnis über meine missionarische Tätigkeit in diesem Land. Ich weiß, ich bin kein Lückenbüßer-Missionar. Ich nehme den Laien die Arbeit nicht. Im Gegenteil. Ich fordere die Laien in meinen Gemeinden, aktiv am Gemeindeleben teilzunehmen und ihrem Glauben durch ihr Engagement ein Gesicht zu geben. Ich schärfe den Menschen in meinen Gemeinden ein: Pfarrer kommen, Pfarrer gehen. Die Gemeinde aber bleibt. Und wenn die Gemeinde keinen

neuen Pfarrer mehr bekommt, muss die Arbeit weiterhin von den Laien getragen werden. Sie sind ja schließlich die Träger der Pastoral.

Weil die Arbeit eines Missionars in einer fremden Kultur mit dem Erlernen einer neuen Sprache, mit der Anpassung an die Kultur, an das Klima, an das landestypische Essen zu tun hat, und vor allem mit der Bereitschaft, sich zu öffnen und von anderen zu lernen, lebt der Missionar oft in Sorge, ob er es schafft. Wenn er es nicht schafft, wird er enttäuscht. Solche Enttäuschung kann ihn an den Rand der Verzweiflung führen. Dann fängt er an mit Gott zu hadern, ihm vorzuwerfen, er sei nicht da gewesen, als er ihn am meisten brauchte. Dann zweifelt er an sich selbst, an seiner Berufung, ja an Gott.

Wer diese Erfahrung gemacht hat, der weiß, dass Gott ihm gerade in solcher Situation seine Größe zeigt. Durch den Zweifel hindurch macht er ihn reifer. Der Zweifel ist für mich die Kehreseite des Glaubens. Der Zweifel mündet in Glauben und Hingabe. Wer zweifelt, der verzweifelt nicht. Viele Heiligen vor uns, viele Propheten vor uns, angefangen von Moses, der seine Gotteserfahrung vor einem brennenden Dornbusch gemacht hat, bis Elia, der in seinem Zweifel Gott im sanften, leisen Säuseln begegnete, und Jeremia, der daran zweifelte, ob er ein richtiger Mann ist für die Sache Gottes, sie alle haben in ihrem Zweifel ihre Gotteserfahrung gemacht. Jesus hat in seinem zweifelnden Schreien: „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?“, einen tiefen Glauben gespürt, wo er dann sagt: „Vater, in deine Hände lege ich meinen Geist.“

Kurz gesagt, „Glaube bedeutet Zweifel.

Glaube ist nicht die Unterdrückung des Zweifels. Er ist das Überwinden des Zweifels, und den Zweifel überwindet man, indem man durch ihn hindurchgeht,“ so hat Thomas Merton einmal gesagt.

Schlusswort

Das sind meine Erfahrungen, die ich in einer Kirche gemacht habe, die an Einfluss in Staat und Gesellschaft immer mehr verliert, die sich in eine Minderheit verwandelt und immer mehr zur Diaspora wird, biblisch gesagt, auf dem Weg ins Exil ist. Und welche Aufgabe habe ich als Missionar in so einer Kirche? Meine erste Aufgabe ist nicht das Reden von Gott, sondern das Reden mit ihm, nicht das Sprechen von Gott, sondern das Sprechen mit ihm, im Gebet also. Ich stimme Karl Rahner zu, der schreibt: „Der Christ der Zukunft wird ein Mystiker sein oder er wird nicht sein“. Mystik in diesem Sinne versteht der Pastoraltheologe, Gotthard Fuchs

„nicht als elitären Sonderweg für irgendwelchen religiösen Hochleistungssport, nicht als Imbiss in einem geistlichen Delikatessenladen, nicht als religiöse Single-Existenz, wo man Sondererfahrungen macht und zelebriert, sondern Mystik als Wagnis, in dieser Welt mit ihrer Lust und ihrem Schrecken ein Glaubender zu werden, hoffend und liebend und deshalb bereit, die dann auftretenden Spannungen auszuarbeiten“.

Stille, Gebet, um auf die Stimme Gottes zu hören, ist in Wirklichkeit der Anfang jeder Tätigkeit eines Missionars. Wenn mein Wagnis dieser Quelle entspringt, dann habe ich eine Chance, eine nach-

haltige und zukunftsfähige Missionsarbeit hier in Deutschland leisten zu können.

Wenn all mein missionarisches Tun keine Früchte trägt, möge Gott mir die Gelassenheit geben. Ich schließe diesen Vortrag mit einem Lied über Gelassenheit:

Gott, gebe mir die Gelassenheit, Dinge hinzunehmen, die ich nicht ändern kann, den Mut, Dinge zu ändern, die ich ändern kann, die ich ändern kann; und die Weisheit, das eine vom anderen, zu unterscheiden. Gelassenheit. Gelassenheit, Gott, gebe mir die Gelassenheit.

» Der Wind hat mich gerufen.
Das Rauschen der Palmblätter hat mich gerufen.
Der Duft der Heckenpflanzen und der Rosen
meiner Mutter hat mich gerufen.
Ich höre sie mich fragen
wann ich wieder nach Hause komme.«

Devis Don Wadin